

Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 18 (1998)
Heft: 36

Buchbesprechung: Marginalien ; Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Klaus Dörre

Das Regime der flexiblen Zeit. Richard Sennetts „Der flexible Mensch“

Die meisten Kritiker sind sich einig: Richard Sennett ist ein großer Wurf gelungen. Auf den Spuren einer früheren Untersuchung skizziert der New Yorker Soziologe einen gesellschaftlichen Transformationsprozeß, der mehr beinhaltet „als eine bloße Mutation eines alten Systems“ (S.10). Das Zentrum der Veränderungen sieht Sennett im Zeitregime des „neuen Kapitalismus“. Entstanden sei in den USA ein flexibler Kapitalismus, der das Leben der Menschen radikal auf die Gegenwart programmiere; „nichts Langfristiges“ laute sein Diktat. Mit seinen Angriffen auf starre Bürokratien und der Betonung des Risikos verheiße das flexible Regime Freiheitsgewinn. In Wirklichkeit beruhe es jedoch auf „neuen Kontrollen“, die nur „schwerer zu durchschauen“ seien.

Wichtigste Triebkräfte der Veränderung sind nach Sennett Umbrüche in Arbeit, Produktion und Unternehmen. Netzwerkstrukturen mit fließenden Organisations- und Tätigkeitsgrenzen, ausgedünnten Hierarchien, befristeter Projektarbeit und marktorientierten Arbeitszeiten verlangten eine Art von Flexibilität, die Menschen verbiege. Beschäftigte würden zu „Driftern“, zu modernen Nomaden, die schon wegen häufiger Orts- und Stellenwechsel immer wieder von vorn beginnen müßten. Das Regime der flexiblen Zeit zerstöre lebenswichtige Routinen. Es verlange den Menschen permanente Risikobereitschaft ab, ohne sie dafür zu entschädigen. Für einen wachsenden Teil der

Arbeiter mache eine Produktionsweise, die ganz auf kurzfristige Verfügbarkeit und hohe Mobilität abstelle, die Arbeit „unlesbar“. Professionelle Tätigkeit verwandele sich in bloße Verrichtung, bei der die Arbeitenden im Grunde immer weniger wüßten, was sie tun. Der Beruf degeneriert zum Job. Hinter der Fassade von Teamwork und allerlei Psychogerede werde ein Arbeitsethos etabliert, das eine Kultur der „erniedrigten Oberflächlichkeit“ generiert. Sennetts Urteil über die „neue Ordnung der Arbeitsorganisation“ fällt denn auch vernichtend aus. Wenn Instabilität zur Norm erhoben und Schumpeters Unternehmer als idealer Jedermann gepriesen werde, desorientiere das längerfristig jegliches Planen und Handeln. Die sukzessive Auflösung der Bindekraft von Vertrauen und Verpflichtung untergrabe die wichtigsten Elemente menschlicher Selbstachtung. Kurzum: Übermäßige Flexibilität verdirbt den Charakter. Die „Diktatur der kurzen Frist“ rüttelt an anthropologischen Konstanten, weil sie Bedürfnisse nach Sicherheit, Vertrautheit und Stabilität negiert.

Dieser Interpretation wäre nichts hinzuzufügen, läse man Sennetts Essay vor allem als das, was er auch ist: eine brillant geschriebene Kulturkritik und damit eine literarische Intervention, die häufig am Beginn von Gesellschaftskritik steht. Mittlerweile hat sich jedoch eine Lesart des Buchs etabliert, gegen die man den Autor in Schutz nehmen muß. In vollständiger Umkehrung von

Sennetts eigener Intention machen manche Rezensenten den Autor zum Kronzeugen für postmoderne Beliebigkeit. Vom Wiedererkennungseffekt eindrucksvoller Beispiele geblendet, übersehen andere Rezeptionen geflissentlich die Bruchstellen in Sennetts Argumentation. Gerade jene zentralen Passagen des Buchs, in denen der Autor den Zusammenhang von Zeitregime, Flexibilität und Macht untersucht (S. 57-81), bieten eher ein Mosaik aus punktuellen Einsichten in die Anatomie des „neuen Kapitalismus“ als eine kohärente Analyse. So nennt der Autor als Beleg für seine These, daß sich im modernen Gebrauch des Wortes 'Flexibilität' ein Machtsystem verbirgt, drei strukturelle Merkmale (S. 58f.).

Erstens: die *flexible Spezialisierung der Produktion*. Sennett hält sie für die Produktionsweise des flexiblen Kapitalismus. Bereits hier sind Zweifel geboten. Die Krise fordristischer Massenproduktion hat bislang kein einheitliches Muster industrieller Restrukturierung hervorgebracht. Die zurückliegenden beiden Dekaden zeichnen sich durch eine Rivalität unterschiedlicher Restrukturierungskonzepte und Kontrollmodi aus; von einem linearen Paradigmenwechsel kann keine Rede sein. Reorganisationskonzepte, die sich am dominanten Rationalisierungsleitbild der frühen neunziger Jahre, an der „schlanken Produktion“ orientieren, stehen für dynamisierte Massenproduktion, nicht für flexible Spezialisierung. Sennett definiert flexible Spezialisierung zudem höchst selektiv. Er versteht darunter einen Kontrollmodus industrieller Produktion, der ausdifferenzierte Nachfrage mit einer Strategie permanenter Innovationen beantwortet. Flexible Spezialisierung ist „das Gegenmodell zum Produktionssystem des Fordismus“ (S. 64f.), bedeute Un-

terwerfung unter den Markt, Anpassung an dauernden Wandel.

Eine solche Interpretation blendet aus, was für die „Erfinder“ dieser Produktionsform essentiell ist. Flexible Spezialisten können rasch auf Märkte reagieren und erfolgreich kleine Stückzahlen herstellen, weil sie über einen Stamm qualifizierter Arbeitskräfte mit engen Bindungen an das Unternehmen verfügen. In der Regel sind die Aktivitäten solcher Unternehmen in regionale oder lokale Beziehungsnetze eingebettet, die sich durch eine hohe Akzeptanz gemeinsamer Werte, durch Beständigkeit, Verlässlichkeit und ein anspruchsvolles Niveau zwischenbetrieblicher Kooperation auszeichnen (Piore/Sabel 1985). Der unbestreitbare Trend zur Kurzfristigkeit setzt solche Produktionsformen unter enormen Anpassungsdruck. Flexible Spezialisten und Anwender posttayloristischer Produktionskonzepte sind oftmals Opfer, nicht Verursacher des Regimes der kurzen Frist (Kern/Schumann 1998).

Zweites Merkmal: ein *diskontinuierlicher Umbau von Institutionen*, der die Verbindung von Gegenwart und Vergangenheit torpediert. Sennett nennt als Beispiel moderne Unternehmensnetze. Die Abkehr von starren Organisationspyramiden führe zu einer „vertikalen Auflockerung“ der Hierarchie. Sie eliminiere klassische Laufbahnkonzepte, fragmentiere die Unternehmensrealität und mache zugleich die alten Kontrollapparate weitgehend überflüssig. Wo mit kurzzyklischen Produktionszielen und Profitvorgaben geführt werde, genüge die Software zur Kontrolle. Die Ausdünnung der Hierarchie bewirke, daß einer immer kleineren Gruppe von Managern die Aufsicht über eine größere Zahl von Angestellten zufalle. Wiederum beschreibt der Autor wichtige Trends und

Details der Unternehmensreorganisation. Aber gestärkte Machtasymmetrien und diskontinuierliche Zeiterfahrung sind keine erschöpfenden Merkmale industrieller Netzwerke. Die Debatte um Netzwerksteuerung lebt ja von der These, daß solche Organisationen die Willkür des Marktes kooperativ begrenzen können, in dem sie – unterhalb der Schwelle formalisierter Verträge – auf Vertrauen gegründete Sozial- und Aushandlungsbeziehungen hervorbringen. Netzwerke beruhen wesentlich auf Kooperation, Reziprozität und Verhandlungen zur Herstellung von Kompromiß und Konsens (Powell 1996). Wenn Sennett mit Recht den rabiatischen Personalabbau kritisiert, der Arbeitsmoral und Motivation der Arbeitskräfte rapide absinken läßt, erfaßt er zwar einen markanten Zug des amerikanischen Shareholder-Kapitalismus, aber kein charakteristisches Element einer auf Reziprozität beruhenden Netzwerkstruktur!

Drittes Merkmal: die *Konzentration von Macht ohne deren Zentralisierung* in Großbürokratien. Sennett meint damit vor allem eine Methode, Befehle in Organisationen zu übermitteln, die nicht mehr wie eine Pyramide aufgebaut sind. Betroffene Arbeitnehmer tauschten lediglich direkte Überwachung „von Angesicht zu Angesicht“ gegen elektronische Kontrolle ein. Die Arbeit werde physisch dezentralisiert; dies aber um den Preis einer dramatischen Konzentration von Macht über die Arbeitenden (S. 74f.). An die Stelle der autoritären Führung trete der softe „Big Brother“ vom Schlage eines Bill Gates. Klingt das zunächst nach einem nahezu perfekten, unangreifbaren Herrschaftsmodus, so liefert Sennett selbst Gegenargumente. Netzwerke sind fragil und porös. Ihre „strukturellen Löcher“ bieten Gestaltungsspielräume.

Sie beruhen auf lokalen Bindungen und sind zumindest in ihren Zentren hochgradig auf „störungsminimierende“ Sozialintegration angewiesen. In solch zerbrechlichen Gebilden gibt es keinen Automatismus von Flexibilisierung und Machterweiterung des Top-Managements, denn das Unternehmen läßt sich nicht mehr ausschließlich „von oben“ steuern.

Insgesamt schreibt Sennett postfordistischen Organisations- und Managementkonzepten Wirkungen zu, die diese nicht zwangsläufig verursachen. So ist die dramatische Verschärfung sozialer Ungleichheit in den USA auch die Folge einer dualen Wirtschaftsstruktur, in der sich reife Industrien als resistent gegenüber allen Modernisierungsversuchen erweisen (Hollingsworth 1997). Damit sind wir bei einem entscheidenden Punkt, den einige Rezensionen übersehen. Sennett konzentriert sich ganz auf den *angelsächsischen Kapitalismus*. Er attackiert ein Modell, daß auf Flexibilisierung ohne Arbeitszeitverkürzung und auf einem dramatischen Anwachsen von – vornehmlich durch Frauen ausgeübter – prekärer Beschäftigung basiert. Die „Form der flexiblen Produktion in einer Gesellschaft“ hängt jedoch, wie auch Sennett einräumt, „von der Organisation der Macht in dieser Gesellschaft ab“ (S. 69).

Eine Analyse, die primär auf die nordamerikanische und britische Realität zielt, läßt sich daher nicht ohne weiteres auf die institutionell anders verfaßten Kapitalismen Kontinentaleuropas übertragen. Im Gegenteil. Vieles, was Sennett im Schlußkapitel seiner Buches gegen „Zeitbrüche, die soziale Desorganisation der neuen Wirtschaftsordnung“ (S. 199) einklagt – die Stärkung der Ökonomie des Ortes, Einbettung der Unternehmensaktivitäten

in langfristige Interessenarrangements, Vertrauensbeziehungen und eine Art von Gemeinschaftlichkeit, die Interessengegensätze anerkennt – gehört seit jeher zu den Merkmalen des rheinischen Kapitalismus (Albert 1992). Sennett meinte denn auch, das Modell des rheinischen Kapitalismus funktioniere gut. Deutschland müsse man „um ein Instrument wie die Mitbestimmung beneiden“, weil es die Unternehmen zu langfristigem Denken zwingt (Die Zeit, 26.11.98).

Solche Einschätzungen mögen jenen wohl in den Ohren klingen, die angesichts des „Jobwunders USA“ ein Ende der deutschen „Konsensgesellschaft“ verlangen (Henkel 1998). Eine Reformperspektive für die erodierenden Institutionen des „Rheinmodells“ bieten sie indessen nicht. In hiesigen Breiten

wirkt Sennetts Kapitalismuskritik ausgesprochen konservativ. Das Rheinmodell braucht dringend mehr *positive* Flexibilisierung – Arbeitszeitverkürzung, verbunden mit individueller Verfügung über große Freizeitblöcke und gleichen Berufschancen für Frauen! Dennoch: „Der flexible Mensch“ steht für eine diskursive Wende. Auf der Suche nach einem „dritten Weg“ zwischen Marktfundamentalismus und keynesianischer Sozialdemokratie rückt offenbar der Umbruch in der Arbeitswelt wieder ins Zentrum intellektueller Debatten. Wenn der Autor den Postmodernismus als Ideologie des flexiblen Kapitalismus kritisiert und die potentiellen Gegenkräfte in den Gewerkschaften sieht, dürfte dies allein schon manchem Vordenker zu denken geben.

Literatur

- Albert, M., 1992: Kapitalismus contra Kapitalismus. Frankfurt/M.
 Henkel, H.O., 1998: Jetzt oder nie. Berlin
 Hollingsworth, J.R., 1997: The Institutional Embeddedness of American Firms. In: Political Economy of Modern Capitalism. Ed. by C. Crouch/W. Streeck. London
 Kern, H./Schumann, M., 1998: Kontinuität oder Pfadwechsel. Das deutsche Modell am Scheideweg. In: Cattero, B.: Modell Deutschland. Modell Europa. Wiesbaden

- Piore, J.M. / Sabel, Ch. F., 1985: Das Ende der Massenproduktion. Berlin
 Powell, W. W., 1996: Weder Markt noch Hierarchie: Netzwerkartige Organisationsformen. In: Kenis, P. u. Schneider, V.: Organisation und Netzwerk. Wien
 Sennett, R., 1998: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin
 Sennett, R., 1998: Der charakterlose Kapitalismus. In: Die Zeit v. 26. November. Hamburg

Moderne Zeitstrukturen und soziale Ungleichheit

„Aber free time, *disposable time*, ist der Reichtum selbst – teils zum Genuß der Produkte, teils zur free activity, die nicht wie die labour durch den Zwang eines äußeren Zwecks bestimmt ist, der erfüllt werden muß, dessen Erfüllung Naturnotwendigkeit oder soziale Pflicht.“

(Marx 1968, 253)

Seit Beginn der neunziger Jahre prägen zwei Themen die sozialwissenschaftliche Debatte in der Bundesrepublik Deutschland: Auf der einen Seite wird die „Wiederkehr der Klassen“ diskutiert. Die „mageren Jahre“ beginnen ihre Spuren in der Sozialstruktur zu hinterlassen: Es wird eine zunehmende Polarisierung zwischen Arm und Reich konstatiert (Huster 1997, 15 ff.), soziale Ungleichheiten haben sich verschärft und verlaufen wieder deutlicher zwischen den sozialen Klassen und Schichten (Vester 1996, 89; Bader u.a. 1998), Armut und soziale Ausgrenzung haben erneut ein hohes Niveau erreicht (Geißler 1996, 188ff.).

Auf der anderen Seite spielen „Zeitfragen“ nach wie vor eine große Rolle in den Sozialwissenschaften. Das erreichte Niveau an *Arbeitszeitverkürzungen*, *gewachsenen Freizeitmöglichkeiten*, Umbrüche im Erwerbssystem, aber auch eine konstant hohe Massenarbeitslosigkeit geben Fragen der Verteilung, Gestaltung und subjektiven Qualität von Zeit einen neuen Stellenwert. Dabei gerät zunehmend auch der Aspekt sozialer Differenzierung ins Blickfeld: Wo herrscht „Zeitnot“ (Müller-Wichmann 1984), wie verteilt sich der gesellschaftliche „Zeitwohlstand“ (Bauer u.a. 1994, 11), wie gestalten verschiedene Grup-

pen die zeitliche Struktur ihres Alltags (Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ 1995), welche Unterschiede gibt es im zeitlichen Erleben (Hörning u.a. 1990 und 1997).

„Freizeitgesellschaft“ oder „Gesellschaft ohne Zeit“?

„Eine Nation ist wirklich reich, wenn 6 statt 12 Stunden gearbeitet wird. *Wealth is disposable time and nothing more*“, schrieb 1821 ein britischer Ökonom (vgl. Marx 1968, 234 ff.). Aus dieser Perspektive scheint die Bundesrepublik Deutschland zu den reichen Nationen zu zählen. Die täglichen Arbeitszeiten haben sich in den letzten hundert Jahren halbiert, und es ist gesamtgesellschaftlich ein Zuwachs an freier Zeit zu verzeichnen. Heute verfügen wir im Bevölkerungsdurchschnitt täglich über 5 Stunden und 10 Minuten Freizeit (Statist. Bundesamt 1995). Allerdings verteilen sich diese Zeitgewinne unterschiedlich auf die Bevölkerung und haben dabei nicht zu einer Entlastung der Erwerbstätigen geführt (Kurz-Scherf 1995): Trotz tariflicher Arbeitszeitverkürzungen und einer Zunahme der Urlaubs- und Wochenendfreizeit ist „Zeitnot bei Erwerbstätigen in der Bundesrepublik allgegenwärtig, auch wenn diese als ‘kollektiver Freizeitpark’ bezeichnet wird.“ (Garhammer 1994, 248). Innerhalb der Gruppe der Erwerbstätigen variiert das Arbeits- und Freizeitvolumen nach dem Geschlecht, der Familiensituation und dem Beruf.

Auf der anderen Seite hat sich die Zahl der Erwerbslosen in den letzten dreissig Jahren vervielfacht. Während

ihr Anteil an der Erwerbsbevölkerung 1970 noch 0,7 Prozent betrug, sind es heute über 11 Prozent (Datenreport 1997, 89f.). Über 4 Millionen Menschen sind derzeit arbeitslos gemeldet. Abgesehen von allgemein längeren Aus- und Weiterbildungszeiten und einem hohen Niveau an Reproduktionstätigkeiten (Haushalt, Familie, Kinderbetreuung) werden die gesellschaftlichen „Zeitgewinne“ zu einem großen Teil durch die erzwungene Freizeit der Arbeitslosen „aufgebraucht“.

Durch eine konsequente Deregulierungspolitik haben Wirtschaft und Politik in den letzten Jahren eine enorme Arbeitsplatzvernichtung bzw. eine massenhafte Umwandlung von unbefristeten Vollzeitstellen in befristete Stellen, Teilzeitstellen und geringfügige Beschäftigung forciert. Knapp und kostbar ist Zeit nach wie vor für die Betriebe ebenso wie für den Großteil der Beschäftigten, der mit Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Regeneration mehr als ausgelastet ist. Zugleich findet eine enorme „Zeitvernichtung“ statt. Die Lebenszeit von Millionen Menschen wird derzeit durch Arbeits- und Erwerbslosigkeit schnell ihres Sinns beraubt, sie wird entwertet, wenn nicht sogar „tote Zeit“ (Gorz). Zugespitzt formuliert: Von dem enormen Reichtumspotential, das der modernen Gesellschaft in Form von disponibler Zeit zur Verfügung steht, profitieren derzeit nur kleine Bevölkerungsgruppen. Wir haben es folglich nicht mit einer „Gesellschaft ohne Zeit“ (Rinderspacher 1985) zu tun, sondern mit einer Gesellschaft, in der Zeit einerseits zu einer knappen und umkämpften Ressource wird und die sich andererseits den merkwürdigen Luxus leistet, einen großen Teil der Menschen aus dem Erwerbs- und Arbeitsleben auszuschließen.

„Disponible Zeit“ = Reichtum?

Disponible Zeit als Indikator für das Wohlstandsniveau einer Gesellschaft hat eine lange Tradition in der Zeitforschung. Schon die erste Zeitbudgetstudie in der Bundesrepublik Deutschland sah „Lebensstandard“ nicht nur als eine Frage der materiellen Ausstattung einer Gesellschaft an, sondern „auch als eine Frage der zeitlichen Möglichkeiten für die Bevölkerung, die materiellen Möglichkeiten zu nutzen“ (v. Rosenblatt 1969, 73). Auch in der neueren bundesdeutschen Sozialstatistik und Arbeitszeitforschung wird die Verteilung zeitlicher Ressourcen, insbesondere der freien Zeit als wichtiger Faktor der „menschlichen Wohlfahrt“ (Statist. Bundesamt 1995 (I), 2) und des „Zeitwohlstandes“ (Bauer u.a. 1994, 11) begriffen. Für verschiedene soziale Gruppen werden – ganz im Sinne des Eingangszitates von Marx – die zeitlichen Belastungen durch Erwerbsarbeit, Haushalt und Regeneration von den zeitlichen Freiräumen abgegrenzt, die formal der Gestaltung der Subjekte unterliegen.

Auf diese Weise läßt sich ein Bild zeitbezogener Privilegierung und Unterprivilegierung in unserer Gesellschaft zeichnen, das sich am zeitlichen Volumen sozialer Verpflichtungen und individueller Spielräume orientiert. Dieses Verfahren vermag eine wesentliche Dimension sozialer Ungleichheit aufzudecken, die ansonsten im Alltag unsichtbar bleibt. So können wichtige Differenzen im Zeithaushalt von Männern und Frauen, Haushalten mit und ohne Kinder oder zwischen den Menschen aus den alten und neuen Bundesländern nachgewiesen werden (etwa Fiebig 1995; Blanke u.a. 1996).

Allerdings wirft die Interpretation dieser Zeitbudgets Probleme auf. Was

auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene unmittelbar einsichtig erscheint – daß nämlich mit dem Umfang der disponiblen Zeit auch die Möglichkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung und persönlichen Entfaltung wachsen –, läßt sich nicht ohne weiteres auf die Ebene konkreter Lebenslagen übertragen. Am Beispiel der Arbeitslosigkeit zeigt sich besonders deutlich, daß ein großes Volumen an freier Zeit noch kein Garant für eine Verbesserung von Lebensqualität und Lebenschancen darstellt. Umgekehrt können lange Arbeitszeiten nicht nur unter dem Aspekt der Belastung und Fremdkontrolle betrachtet werden, da der Erwerbsbereich – insbesondere bei qualifizierten Berufen – auch als Grundlage für Sinnstiftung, Identifikation und Anerkennung zu begreifen ist.

Diese Schwierigkeiten bei der Interpretation der gesellschaftlichen Zeitverteilung haben zu verschiedenen Erweiterungen in der Zeitforschung geführt, wobei besonders auf die Bedeutung qualitativer Momente der Zeitverwendung hingewiesen wird. Die „Qualität von Zeit“ – so das entscheidende Argument – lasse sich erst im Kontext der spezifischen *Lebensbedingungen*, *Tätigkeiten* und *Handlungsspielräume* sowie deren *subjektiver Bedeutung* im Alltagsleben beurteilen. Mit einer einseitigen Akzentuierung der zeitlichen Aspekte des sozialen Lebens finde dagegen eine Vernachlässigung der inhaltlichen und qualitativen Momente des Sozialen statt. Dies gilt in besonderer Weise für sozialstrukturelle Gesichtspunkte.

Zugespißt formuliert, die aktuelle Zeitforschung abstrahiert von der Position in der Sozialstruktur und faßt dadurch Menschen zu Gruppen zusammen, die nur wenig gemeinsam haben (Wotschack 1997, 95): Obwohl sich

beispielsweise die Arbeitsbedingungen, das Einkommen, die Bildung und der Lebensstil eines leitenden Angestellten deutlich von denen eines ungelerten Arbeiters unterscheiden, werden beide zu der Gruppe „Männer“ zusammengefaßt. Qualifizierte und selbständige Leitungstätigkeit wird mit körperlich schweren, ausführenden Arbeiten gleichgesetzt und auf die Dimension Arbeitszeit reduziert.

„Zeitwohlstand“ im Zusammenhang von Klasse und Geschlecht

Zeit an sich – auch disponible Zeit – kann nur ein sehr abstraktes Maß des gesellschaftlichen und individuellen Reichtums darstellen. Ob Zeit tatsächlich zum Raum individueller Entfaltung und sozialer Entwicklung wird, hängt konkret davon ab, wie die Einzelnen ihre Lebenszeit gestalten und interpretieren und auf welche Ressourcen sie dabei zurückgreifen können. Das sieht nur auf den ersten Blick nach individueller Beliebigkeit aus, denn die Bedingungen bzw. *Chancen* dafür sind ungleich verteilt und vertikal strukturiert. Auf dem Arbeitsmarkt, im Erwerbsleben, in Haushalt und Familie und in der Freizeit verfügen die oberen Klassen und dabei besonders Männer über bessere Lebensbedingungen, mehr Ressourcen und größere Handlungsspielräume.

Für die unteren Ränge der Sozialstruktur sind hingegen nicht nur restriktive und belastende Arbeitsbedingungen, unqualifizierte Tätigkeiten und eingeschränkte Entscheidungsspielräume charakteristisch (Hradil 1994, 54 ff.); auch außerhalb der Arbeit sind die Gestaltungsmöglichkeiten durch eine geringe Ausstattung mit ökonomischen und kulturellen Ressourcen begrenzt – von den Einkommensbedingungen bis hin zu

Bildung, Freizeitkonsum und Wohnqualität (Koch 1994, 193). Vor diesem Hintergrund erhalten die Vor- und Nachteile, die sich aus der sozialen Zeitordnung ergeben, erst ihre Dynamik und Brisanz (Wotschack 1997, 132 ff.).

Die unteren Klassen – und dabei besonders Frauen – verfügen nicht nur über niedrigere Einkommen und schlechtere Arbeitsbedingungen, sondern sind auch in zeitlicher Hinsicht erheblich diskriminiert. Die Wahrscheinlichkeit, von Arbeitslosigkeit betroffen zu sein (Geißler 1996, 192ff.), Teilzeit arbeiten zu *müssen* oder auf Überstunden *angewiesen zu sein* (Bauer u.a. 1996, 131 und 56 ff.), so gut wie keinen Einfluß auf die eigenen Arbeitszeiten zu haben (Bauer u.a. 1996, 150), hohe Reproduktionszeiten und wenig Freizeit zu besitzen (Statist. Bundesamt 1995 (IV), 77 ff.), ist bei dieser Gruppe erheblich höher. Die Ursachen dafür sind vielschichtig: Belastende Arbeitsbedingungen erfordern längere Regenerationszeiten. Eine geringe betriebliche Verhandlungsmacht verhindert Zeitautonomie. Niedrige Qualifikationen schränken die Wahl einer Branche mit günstigen Arbeitszeiten ein. Finanzielle Restriktionen erzeugen zeitliche Restriktionen. Frauen werden zusätzlich diskriminiert durch eine patriarchale Arbeitsteilung im Haushalt wie im Erwerbssystem (vgl. Notz, in diesem Heft). Bei Arbeiterinnen erreichen die zeitlichen Belastungen folglich Spitzenwerte. Sie sind mit kumulierenden finanziellen, arbeitsinhaltenlichen und zeitlichen Benachteiligungen konfrontiert. Ob allerdings die (Männer der) besser verdienenden Berufsgruppen als „Gewinner“ unserer Zeitordnung bezeichnet werden können, bleibt fraglich, da die zeitlichen Spielräume (freie Zeit) auch bei dieser Gruppe durch überlange Arbeitszeiten

eingeschränkt sind (Hradil 1994, 46).

Das Bild zeitbezogener Privilegierung und Unterprivilegierung ist demnach in bestimmter Weise differenziert. Abgesehen von einem kleinen Bevölkerungsanteil, der über die entsprechenden ökonomischen und kulturellen Ressourcen verfügt (*leisure classes*), profitiert derzeit weder der Großteil der Erwerbstätigen noch der Großteil der Arbeitslosen vom zeitlichen Reichtum unserer Gesellschaft. Zweifellos werden mit dem Abbau politischer Regulierung und kollektivvertraglicher Regelungen die sozialen Ungleichheiten weiter zunehmen. Die siebziger und achziger Jahre standen mit kollektiven Arbeitszeitverkürzungen und Flächentarifen im Zeichen einer „Zügelung“ zeitlicher Diskriminierung. Den Tendenzen der Kapitaldynamik wurden soziale Grenzen gesetzt.

Derzeit wird die Uhr wieder zurückgedreht. Das entfesselte Kapital eignet sich wieder die ihm einst mühevoll abgerungenen Zeiträume an. Flexible Arbeitszeiten, prekäre Beschäftigung, Sonntagsarbeit, Teilzeitarbeit und Überstunden nehmen zu, während gleichzeitig die Arbeitslosigkeit wächst. Nur am Rande sei bemerkt, daß von den zukünftigen Entwicklungen in der Bundesrepublik auch andere Länder entscheidend betroffen sind. Mit einer im Weltvergleich sehr hohen Produktivität und effektiven Jahresarbeitszeit (vgl. Rinderspacher 1995) und den geringen Lohnzuwächsen in den letzten Jahren üben wir erheblichen Druck auf andere Länder aus. Die aufgezeigten Unterschiede in der zeitlichen Ausstattung dürften sich bei uns in Zukunft weiter vergrößern, falls sich nicht bald wirkungsvolle Gegenstrategien europaweit durchsetzen.

In einer Gesellschaft, die in immer kürzerer Zeit immer mehr produzieren

kann und die sich durch ein Produktivitätswachstum ohne Beschäftigungseffekte auszeichnet, eröffnet nur eine radikale Arbeitszeitverkürzung und Umverteilung der Arbeit einen Ausweg.

Im „Kampf um Zeit“ sind jedoch die Interessen- und Problemlagen zu berücksichtigen, wie sie aus den sozialstrukturellen Differenzen hervorgehen (Wotschack 1997 und 1998).

Literatur

- Bader, Veit M. / Benschop, Albert / Krätke, M., 1998: Die Wiederentdeckung der Klassen, Berlin.
- Bauer, Frank / Groß, Hermann / Schilling, Gabi, 1994: Arbeitszeit '93, hrsg. vom Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf.
- Bauer, Frank / Groß, Hermann / Schilling, Gabi, 1996: Arbeitszeit '95, hrsg. vom Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf.
- Bispinck, Reinhard, 1996: Zeitfragen – Streitfragen. Zur Entwicklung der kollektiven Regulierung von Arbeitszeiten. In: WSI Mitteilungen 7
- Blanke, Karen / Ehling, Manfred / Schwarz, Norbert, 1996: Zeit im Blickfeld – Ergebnisse einer repräsentativen Zeitbudgeterhebung. Schriftenreihe der Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 121, Stuttgart/ Berlin/ Köln.
- Garhammer, Manfred, 1994: Balanceakt Zeit. Auswirkungen flexibler Arbeitszeiten auf Alltag, Freizeit und Familie, Berlin.
- Geißler, Rainer, 1996: Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Zwischenbilanz zur Vereinigung, Opladen.
- Herkommer, Sebastian / Mühlhaus, Michael, 1994: Jenseits der 'Normalarbeitszeit'? Soziale Zeitstrukturen und neue Zeitarangements. In: Sozialismus, Heft 3
- Hörning, Karl H. / Gerhardt, Anette / Michailow, Matthias, 1990: Zeitpioniere. Flexible Arbeitszeiten – neuer Lebensstil, Frankfurt a.M..
- Hörning, Karl H. / Ahrens, Daniela / Gerhardt, Anette, 1997: Zeitpraktiken. Experimentierfelder der Spätmoderne, Frankfurt a. M.
- Hradil, Stefan, 1994: Soziale Schichtung und Arbeitssituation. In: Geißler, Rainer (Hrsg.): Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland, Stuttgart
- Huster, Ernst-Ulrich (Hg.), 1997: Reichtum in Deutschland. Die Gewinner der sozialen Polarisierung, Frankfurt/ New York.
- Koch, Max 1994: Vom Strukturwandel einer Klassengesellschaft, Münster.
- Kurz-Scherf, Ingrid, 1995: Weniger arbeiten? – oder: Die Phantasie vom besseren Leben. In: Büssing, A./ Seifert, H. (Hrsg.): Sozialverträgliche Arbeitszeitgestaltung, München.
- Marx, Karl 1968: Theorien über den Mehrwert, MEW Bd. 26.3, Berlin.
- Müller-Wichmann, Christiane, 1984: Zeitnot. Weinheim.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hg.), 1995: Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen.
- Rinderspacher, Jürgen P., 1985: Gesellschaft ohne Zeit. Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Arbeit. Campus Verlag, Frankfurt/New York.
- Rinderspacher, Jürgen P., 1995: Thesen „Tendenzen der Arbeitszeitentwicklung in den 90er Jahren“. In: Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen: Arbeitszeitpolitik 2000, Berlin
- Rosenblatt, Bernhard von, 1969: Tagesabläufe und Tätigkeitssysteme. In: Soziale Welt 20
- Statistisches Bundesamt, 1995: Die Zeitverwendung der Bevölkerung, Tabellenbände I-IV, Wiesbaden
- Statistisches Bundesamt (Hg.), 1997: Datenreport 1997. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Schriften-

reihe Band 340, Bonn
 Vester, Michael, 1996: Das „historische Paradigma“ und die „Landkarte der Klassensmilieus“. In: Z – Nr. 27
 Wotschack, Philip, 1997: Zeit und Klasse. Soziale Ungleichheit im Licht moderner Zeitstrukturen, Hamburg

Wotschack, Philip, 1998: „Den Zeitdieben auf der Spur“. In: Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler: Ungleichheit als Projekt, Globalisierung – Standort – Neoliberalismus, Forum Wissenschaft Studien Band 43, Marburg

Mike Sandbothe: Die Verzeitlichung der Zeit. Grundtendenzen der modernen Zeitdebatte in Philosophie und Wissenschaft. Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt 1998 (150 S., Fr. 46.-)

Bekannt ist unter Leuten, die sich theoretisch mit Zeit beschäftigen, Augustinus' Eingeständnis: „Was also ist Zeit? Wenn mich niemand darnach fragt, dann weiß ich es; soll ich es aber einem Frager klarmachen, dann weiß ich es nicht.“ (Bekenntnisse XI, München 1963, 261). Bekannt wird nur, was allen irgendwie bekannt vorkommt. Das heißt dann in bezug auf Zeit: wir alle glauben zu wissen, was Zeit ist, können es aber kaum in Worte fassen. Diese Fassungslosigkeit läßt Tiefgründiges ahnen. Der Physikochemiker und Nobelpreisträger von 1977, Ilya Prigogine, und seine Mitautorin, die Chemikerin und Philosophin Isabelle Stengers, bringen das z.B. in einer Kapitelüberschrift ihres Buches „Dialog mit der Natur“ (1981) zum Ausdruck: „Zeit – Das unzerstörbare Grundgewebe“. Wenn Augustinus für die Tiefe und Unfassbarkeit des Zeitproblems herhalten muss, dann darf man Prigogine/Stengers dafür in Anspruch nehmen, auf die grundlegende Bedeutung des Zeitproblems für das seit Beginn des vorigen Jahrhunderts sich radikal verändernde Wirklichkeitsverständnis aufmerksam gemacht zu haben. Die

von ihnen vertretene Auffassung von der Irreversibilität der Zeit ist auch achtzehn Jahre nach Veröffentlichung des erwähnten Buches (dem inzwischen eine Reihe anderer gefolgt sind) vor allem unter Naturwissenschaftlern immer noch umstritten und innovativ zugleich.

Zu welchen philosophischen Denkanstößen die naturwissenschaftliche Auffassung von Zeit als unumkehrbarem, von der Vergangenheit in die Zukunft gerichtetem Geschehen in der Lage ist, läßt sich u.a. in *Mike Sandbothes* vor kurzem erschienenem Buch, „Die Verzeitlichung der Zeit“, nachlesen. Er stützt seine Untersuchung der „Grundtendenzen der modernen Zeitdebatte in Philosophie und Wissenschaft“, wie es im Untertitel heißt, hinsichtlich des wissenschaftlichen Debattebeitrags vor allem auf Prigogines Zeittheorie. Prigogine und seine Mitarbeiter versuchen dem nicht-reversiblen, gerichteten Zeitbegriff in einer Physik Geltung zu verschaffen, die sowohl in ihrer klassisch-newtonschen, als auch noch in der quantenmechanischen Dynamikauffassung an einem reversiblen und damit richtungslosen Zeitbegriff festhält. Das hat seine Gründe. Laufen Prigogines Überlegungen, auf einfachsten Nenner gebracht, doch darauf hinaus, daß wir in einer Welt leben, in der nicht nur Dinge und Lebewesen – in ihrer quantitativen, qualitativen Zu-

sammensetzung, Raum-Zeit-Position und anderes mehr – sich ändern, sondern die Welt selbst.

Das klingt ja eigentlich ganz vertraut und naheliegend. Natürlich ändert sich die Welt, sagt man. Tempora mutantur, sogar die Zeiten, behaupten wir sprichwörtlich, tun das. Versucht man aber einmal, sich das weniger sprichwörtlich und mehr wörtlich klarzumachen, dann ist eine veränderliche Welt und eine mit ihr veränderliche Zeit alles andere als vertraut und naheliegend. Genausowenig wie Sandbothes „Verzeitlichung der Zeit“, von der Sandbothes Doktorvater, Philosophieprofessor Walther Ch. Zimmerli, behauptet, sie sei kennzeichnend für unser Jahrhundert (vgl. „Zeit als Zukunft“, 1997 u. 1998).

Was soll es denn heißen, daß Zeit verzeitlicht, also von etwas oder jemandem zeitlich oder zu Zeit gemacht wird? War Zeit nicht schon immer zeitlich? Nicht, so die Vertreter irreversibler und gerichteter Zeitauffassungen, wenn man Zeit – wie das ein Großteil der Physiker auch heute noch tut – als richtungsneutrale Ordnungsstruktur zur Platzierung von Objekten in einer raum-zeitlich ausgedehnten Welt versteht. Raum und Zeit figurieren hier bloß als Koordinatensystem, wie ein drei-, vier- oder mehrdimensionaler Rahmen, innerhalb dessen raum-zeitliche Kraftwirkungen und Ortsveränderungen stattfinden. Im Rahmen verändert sich etwas, der Rahmen selbst bleibt starr.

Angenommen, einen solchen starren, von vornherein feststehenden und unveränderlichen Raum-Zeit-Rahmen um das herum, was in der Welt geschieht, gibt es nicht; angenommen, Raum und Zeit und Materie und Energie und die Welt selbst als all das, was es gibt, ist nichts über das hinaus, was es gibt. Das heißt, die Welt ist kein

raum-zeitlich ausgedehnter Rahmen oder Behälter um das, was es gibt, sondern Inhalt und Behälter sind ein und dasselbe! Bewegt sich der Inhalt, dann bewegt sich der Behälter; verändert sich etwas *in* der Welt, dann verändert sich die Welt. Oder noch deutlicher: Wenn Welt und Energie und Materie und Raum und Zeit nicht voneinander zu trennen, das heißt im Grunde dasselbe sind, dann verändert sich mit dem, was sich in der Welt verändert, nicht nur die Welt selbst, sondern vor allem auch die Zeit.

Und das ist diesmal nicht bloß sprichwörtlich, tempora mutantur, sondern wörtlich gemeint. Zeit muss als das, was sich verändert, verstanden werden. Kurz: Zeit ist Veränderung und zwar eine, die nicht rückgängig zu machen ist. Hier sind wir bei der irreversiblen, gerichteten Zeit der Thermodynamik und, wie nicht zuletzt Prigogines eigene Forschungen im Bereich zwischen Physik und Chemie gezeigt haben, anderer merkwürdiger, sogenannter „dissipativer“ physikalischer Prozesse angelangt. Wir sind aber auch wieder zurück bei Augustinus' Zeit-Weisheit: bei dem, was jeder über Zeit weiß, aber so schwer erklären kann. Jeder weiß z.B., daß Zeit vergeht. Den wenigsten ist dabei aber aufgefallen, daß die Zeit in den Augen der meisten Wissenschaftler und Philosophen die längste Zeit nicht verging; daß z.B. die Zeit der klassischen Physik, aber auch noch die der relativistischen und der Quantenphysik, wenn Zeit Vergänglichkeit ist, gar keine Zeit, sondern ein Parameter, wie die Physiker sagen, also bloß ein starrer Maßstab ist. Ob dieser Maßstab drei- oder mehrdimensional, ein Kontinuum oder ein Diskontinuum, linear oder zirkulär oder ähnliches ist, ist dabei so lange egal, solange er den Veränderungen der beobachtbaren Objekte und Kräfte, die er

misst, nicht selbst unterworfen ist. Genau das ist er aber, wenn die Zeit nicht bloß metaphorisch, sondern tatsächlich vergeht.

Ist mit dem Gesagten einigermaßen erklärt, welche Herausforderung Sandbothe mit 'Verzeitlichung der Zeit' anspricht, dann darf man neugierig sein, wie er selbst darauf antwortet. Er antwortet zweiteilig. Der erste Teil seiner für die vorliegende Buch-Veröffentlichung bearbeiteten Dissertation ist eine wissenschaftsgeschichtliche Rekonstruktion der Entdeckung nicht-reversibler physikalischer Prozesse. Hier folgt er mit kleinen kritischen Vorbehalten Prigogine/Stengers Rekonstruktionsfahrplan und Einschätzungen im oben zitierten Werk (Prigogine/Stengers 1981). Zum Beispiel bezweifelt er nicht, daß sich die eine oder andere Form einer „physikalischen Irreversibilitätstheorie(n)... in Zukunft bewähren und durchsetzen wird" (Sandbothe 1998, 72).

Allerdings hat seine wissenschaftsgeschichtliche Zustimmung zuletzt doch noch einen philosophischen Haken. Nachdem er Prigogine/Stengers fast siebenzig Seiten lang durch den entropischen und dissipativen Dschungel der modernen Physikgeschichte gefolgt ist, entdeckt er nämlich plötzlich, „daß Prigogine/Stengers durch ihre universalistische Selbstinterpretation die von ihnen angestrebte mikrophysikalische Theorie der Irreversibilität mit philosophischen Implikationen versehen, die sich durch die Sache nicht decken lassen und hinter die pluralistische Perspektive zurückfallen, die sich aus ihren wissenschaftshistorischen Arbeiten ergibt." (l.c.).

Hier hebt, scheint es, der philosophische Fachmann Sandbothe den Zeigefinger gegenüber dem bloß freizeitphilosophierenden Wissenschaftler Prigogine. Und was wirft er ihm vor? Eine

„realistische Korrespondenztheorie der Wahrheit", derzufolge „die Physik die ihr supponierte Aufgabe [verfehlt], die externe Realität abzubilden, durch die Abstraktion von der (bei Prigogine/Stengers als Mensch und Natur umfassende Realität angesetzten) Irreversibilität der Zeit." (l.c.) Wirft man das mit dem obigen Universalismusvorwurf in einen philosophischen, pragmatisch geschüttelten Existentialismus-Topf, dann kommt dabei Sandbothes im zweiten, philosophischen Teil der Arbeit vertretene Bekenntnis zu einem pragmatistisch-pluralistisch gewendeten Reflexions-Heideggerismus heraus. Dieser, verstehe ich ihn recht, plädiert zwar auch für einen irreversiblen, vergänglichen Zeitbegriff, aber aus der Perspektive pragmatistisch reflektierender, existentialistisch sich entwerfender Subjekte heraus. Hier ist die Zeit nicht schon jeweils vor- und unbewusst, physisch, chemisch, biologisch und sozial, irreversibel, sondern wird dazu erst reflexiv, durch bewusst nach- und vorausdenkende und handelnde Subjekte dazu gemacht.

Auch diese Position rekonstruiert Sandbothe geschichtlich und zwar entlang dessen, was er für den Hauptstrom modernen Zeitphilosophierens hält. Dieser fließt bei ihm von Kant über Bergson und Husserl zu Heidegger. Bei Heidegger gabelt er sich in einen fundamentalontologischen, laut Sandbothe im philosophischen Sand verlaufenden, und einen reflexiven, mit einer pragmatistisch-pluralistischen Botschaft aufpfropfbaren Zweig.

Diese Botschaft läßt sich so verstehen, dass Sandbothe das „fundamental-ontologisch" Spannende an Heideggers Sein-und-Zeit-Reflexion und an Prigogines Entdeckung von physikalischen Prozessen, die eine ähnliche, nämlich qualitativ sich verändernde

Zeitstruktur wie biologische Entwicklungen und Sozialgeschichten aufweisen, ent-ontologisieren und wieder ins reflexive Dasein bzw. Bewusstsein zurücknehmen will. Damit geht aber der Witz der Idee, daß die Welt nicht nur in den lebendigen Strukturen, in denen sie sich ihrer selbst (reflexiv) inne wird, sondern in ihrer (sowohl organischen als auch nicht-organischen) Gesamtstruktur eine qualitativ veränderliche Zeitstruktur, eine zukunfts offene Geschichte aufweist, verloren. Gerade dort also, wo Sandbothe sich kritisch gegenüber Heideggers und Prigogines Ontologisierungsversuchen absetzen will, fällt er meiner Ansicht nach pluralistisch-pragmatisierend hinter die on-

tologische Herausforderung der Verzeitlichung der Zeit zurück. Aus seiner philosophischen Sicht läßt er uns im unklaren, ob er Zeit letztlich nicht doch bloß als Bewußtseinsleistung statt als Wirklichkeitsform auffasst.

Jörg Zeller

Literatur

Gimmler, A. / Sandbothe, M. / Zimmerli, W. Ch. (Hrsg.), 1997: Die Wiederentdeckung der Zeit. Darmstadt

Zimmerli, Ch. Walther, 1998: Zeit als Zukunft. In: Kurt, Weis (Hrsg.): Was treibt die Zeit? Entwicklung und Herrschaft der Zeit in Wissenschaft, Technologie und Religion. München

Gerhard Dohrn-van Rossum: Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnung. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1995 (415 S., Fr. 27.50)

Am 23. Oktober 1998 ist eine neue Epoche eingeläutet worden. An diesem Tag hat die Uhrenfirma Swatch ihre "Biel Meridian Time" (BMT, <http://www.swatch.com/internettime/home.phtml>) auf dem Internet installiert und damit der Welt ein neues privatwirtschaftliches Zeitnormal ohne geographische Zonen aufgedrückt. "Cyberspace has no seasons. The virtual world ist absent of night and day" (Nicholas Negroponte). Ein BMT-Tag hat 1000 "Beats" mit einer Dauer von 1 Minute 26,4 Sekunden. Um zwölf Uhr mittags schlägt es demnach in Biel exakt "@500 Swatch Beats". Auf diese Weise treibt die Swatch-Time die fortschreitende Zersplitterung des einst verlässlichen Zeittaktes voran, der mit

der Erfindung des Räderuhrwerks vor 700 Jahren zu schlagen anfang.

Trotzdem bleibt die alte Frage ungeklärt, was denn Zeit überhaupt ist. Vierte kosmische Dimension, Existenzform der Materie, biologischer Zyklus, Spanne einer Glückserfahrung, chronometrisches Intervall, Dauer zwischen Urknall und Ewigkeit? Eine wissenschaftliche Lösung fanden die Astronomen, indem sie den Jahreslauf der Sonne auf 365,242 Tage bemessen, Physiker zählten die 9192631770 Schwingungen des Cäsiumatoms, um die Sekunde exakt zu bestimmen.

Einen Bogen von der Zeitdefinition des Augustinus (354-430) zur Atomzeit spannt der Historiker *Gerhard Dohrn-van Rossum* in seiner exquisiten Studie "Die Geschichte der Stunde". "Zeitordnung lässt sich als Prozess der Modernisierung und Verdichtung zeitorganisatorischer Regelungen verstehen", an denen "die einheitsstiftende Wirkung der öffentlichen Uhr als Zentrum eines

modernen zeitlichen Referenzsystems und die Entwicklung gleichartiger zeitorganisatorischer Techniken" entscheidenden Anteil hatten.

Die "Revolution der Zeit", in der unser modernes Zeitbewusstsein gründet, vollzog sich im Laufe des 14. Jahrhunderts. Um 1400 war die seit Jahrhundertbeginn entwickelte mechanische Räderuhr technisch so weit ausgereift, dass sie in Städten und wohlhabenden Dörfern allenthalben gut sicht- und hörbar installiert werden konnte, damit sie weiträumig die neue Zeitordnung, das neue Zeitregime verkünde. Die Räderuhr erlaubte erstmals die naturunabhängige Gliederung des Tagesablaufs in zweimal zwölf "gleichlange Stunden" (anstelle der ungleichmässigen Gebetsstunden der Klöster) sowie deren Übertragung auf ein Glocken-Schlagwerk oder ein Zifferblatt. Wer wollte, konnte nun jederzeit die exakte Tageszeit erfahren. Deren hohen Stellenwert dieser ersten öffentlichen "Stadtuhren", die das lokale "Zeitnormal" anzeigten, zeigt sich daran, dass sie mehr und mehr zum sozialen und ökonomischen Statussymbol von Städten und Bürgerschaften avancierten. Umgekehrt drohte die fürstliche Obrigkeit mit der Demontage dieser Stadtuhren als Sanktion gegen "unbotmässiges" Verhalten. Auf dem Feld der neuen Zeitordnung spielte sich auch ein Kampf um Macht und Einfluss ab, ein Kampf zwischen den alten und den künftigen Eliten.

In den ersten Jahrzehnten setzte die neue Erfindung eine rasante Entwicklungsdynamik frei. Bald schon wurden Arbeitszeiten gemäss der exakten und verlässlichen Stundenzählung festgesetzt, an der sich zusehends auch Markt- und Gewerbeordnungen orientierten. Im Gefolge der neuartigen Chronometer kamen zudem die alten Sanduhren wieder zu Ehren, indem sie für die

Messung kleinerer Zeitintervalle in Schulen, Kirchen, Gerichten oder Rathäusern Verwendung fanden.

Wesentlichen Anteil an diesem schnellen Wandel hatte die veränderte städtische Wirtschaftsweise. Wurden früher auf dem Markt die Überschüsse veräussert, produzierte das Kleingewerbe neuerdings direkt für den Markt, was zweierlei bedingte: eine stärkere zeitliche Koordination vor allem des Handels sowie eine Bemessung der investierten Arbeitszeit zur Bestimmung des Produktewertes. Geld ist "gespeicherte Zeit" (Lyotard), lautete die neue ökonomische Formel, weil sich in Geld der zeitliche Aufwand für die Produktion ausdrücken liess.

Auf dem Lande allerdings hielt sich die natürliche Zeit noch für lange Zeit. Nach dem ersten Entwicklungsschub im 15. Jahrhundert kehrte vorerst Ruhe ein, bis im 19. Jahrhundert Erfindungen wie die Telegrafie und vor allem die Eisenbahn mit ihrer internen "Eisenbahnzeit" ein überregionales Zeitnormal durchsetzten und dem bis anhin herrschenden Zeitenwirrwarr ein Ende setzten. Erstmals traten jetzt auch Minutenzeiger in Aktion, denn bislang wurde nur in Stunden und Stundenbruchteilen gerechnet. Damit entsprach die skalierte Zeit erst recht den Erfordernissen der Industrie. Arbeitsteilige Produktion und Entlohnung nach Stundenakkord machten eine Steuerung durch zentrale Uhren nötig. Den weltumspannenden Handelsbewegungen trug 1884 die Zeitonenregelung durch die Greenwich-Mean-Time (GMT) Rechnung. Und schliesslich überantworteten die aufkommenden Taschenuhren die Zeitkontrolle dem einzelnen Individuum. Dieses passte sich willig oder zwangsläufig an und bildete zu seiner Entlastung im Laufe der Jahre ein "persönliches Zeitgewissen", einen

“imperativen Charakter des Zeitgefühls” (Elias) aus.

In jahrelanger Arbeit hat Gerhard Dohrn-van Rossum die Bild- und Schriftquellen zur Entwicklung der Uhrentechnik zusammengetragen und in seiner umfassenden Darstellung instruktiv und sorgfältig verarbeitet. Auch für interessierte Laien, die die Ausführlichkeit und Detailpräzision nicht scheuen, ist das Buch spannend zu lesen. Denn die Uhr ist kein Konsumgegenstand wie ein anderer, in ihr verkörpert sich unser Streben nach Genauigkeit und unser rigoroses Zeitdiktat, dem wir uns längst widerstandslos, aber klagend gebeugt haben. Zudem steckt in der Erfindung des Uhräderwerks von Anbeginn ein Know-how, das sich fortan für beliebige Automaten nutzen liess. Im Endeffekt kann selbst das Fließband als ein Produkt

des Uhräderwerks betrachtet werden.

Gleitende Arbeitszeiten und Time-Sharing ebenso wie die Internet-Zeit markieren heute freilich ein mögliches Ende der verbindlich skalierten Normzeit. Mit ihr verliert ein imperatives Arbeitszeitregime, aber auch ein allgemein gültiges “durchsichtiges Kontrollinstrument” an Bedeutung. Jenseits des Stundentaktes droht sich die Zeit abermals zu verflüssigen und sich der Kontrolle zu entziehen. Mehr als die erlebte Beschleunigung ist die Teilbarkeit der Zeit selbst Symptom der Postmoderne. Längst nicht mehr wahrnehmbare Femto- oder Quadrillionstelsekunden stehen für ein selbstzweckhaftes Streben nach Genauigkeit – zum Nutzen jener, die ein eigenes Zeitnormal durchzusetzen vermögen.

Beat Mazenauer

Barbara Adam: Timescapes of Modernity. The Environment & Invisible Hazards. Routledge-Verlag, London und New York 1998 (247 S.)

Das Buch ist schön in der Form, da reich bebildert, aber nicht schön im Inhalt, da erschreckend; es ist gleichermaßen an- und aufregend, fesselnd und abstoßend; es spricht über heute und doch gleichzeitig über die Zukunft – es ist, bezüglich solcher Bewertungen, widersprüchlich, das neue Buch von Barbara Adam. Nach „Time and Social Theory” (1990) und „Timewatch: The Social Analysis of Time” (1995) und vielen Aufsätzen legt die renommierte Zeitforscherin aus Cardiff/Wales jetzt die Fortführung ihres zeittheoretischen Werkes als Krisenanalyse der industriellen Gesellschaft vor.

Es ist eine neuartige Krisenanalyse, die auf die sozio-ökologischen Krisen unserer Gesellschaft aus der Zeitperspektive, aus der Perspektive des „Timescapes”, der (unsichtbaren) komplexen Zeitlandschaften blickt. Die Entscheidung für diese Art Analyse beinhaltet die These, daß erst diese Perspektive das Entstehen langfristiger Gefahren (Hazards) durch die industrielle Produktion wirklich erklärbar macht und gleichzeitig die zerstörerische Qualität dieser Umweltgefahren verdeutlichen kann. Diese Krisenanalyse ist gleichzeitig Kritik sowohl der Wissenschaft als auch der alltäglichen Praxis – denn es sind, so Barbara Adam, die durch die heute gültige Wissenschaft fundierten Denk- und Handlungsprozesse, die die Komplexität der Zeitmuster, die „Timescapes” eben,

unsichtbar, unbewußt machen, die Zeit nur als abstrakte, lineare Zeit gelten lassen und so zu tiefgreifenden und langfristigen Störungen der sozio-ökologischen Reproduktion führen.

Was sind „Timescapes“, Zeitlandschaften, wie wir es nur unbeholfen ins Deutsche übersetzen können? Timescapes – das meint eine besondere Perspektive auf die Zeit. Sie ermöglicht nicht nur den Blick auf die Komplexität der Zeitmuster, sondern auch auf deren Kontextgebundenheit, ihre Geschichtlichkeit und kulturelle Geprägtheit sowohl durch Mensch-Mensch- als auch durch Mensch-Umwelt-Interaktionen. Diese Dimensionen, so Barbara Adams These, dringen aufgrund der heute gültigen Denk- und Handlungsgewohnheiten nicht in unser Bewußtsein. Sie bleiben unsichtbar.

Es kommt Barbara Adam in diesem Buch vor allem darauf an, etwas Unsichtbares sichtbar zu machen, die komplexe Vielfalt von ökonomischen, sozialen und natürlichen Zeiten deutlich zu machen und darüber aufzuklären, wie die Unterdrückung dieser Komplexität durch die Herrschaft der eindimensionalen linearen Zeit langfristige Umweltkrisen hervorruft, deren Verläufe und Auswirkungen heute nicht prognostizierbar sind. Das Buch ist damit auch ein wissenschaftlich belegter Appell, uns auf Unsicherheiten einzulassen und die Nichtberechenbarkeit von Zukünften zu akzeptieren.

Barbara Adam gliedert ihre Argumentation in zwei große Hauptteile, die insgesamt in sieben Kapiteln strukturiert sind: Im ersten Teil geht es um die Grundlegung unseres heutigen zeitlich eindimensionalen Denk- und Handlungsmusters durch die industrielle Zeit mit ihren drei Elementen: der maschinellen Taktzeit, der ökonomischen warenförmigen Zeit und der wis-

senschaftlichen Labor-Zeit. Zu diesem Hauptteil gehören zwei Kapitel, in denen zum einen dieses klassisch-industrielle Zeitmodell, insbesondere mit seiner ökonomischen Dimension, kritisch analysiert wird (Kap. 1), und in dem zweitens gezeigt wird, daß die neuere ökonomische Wissenschaft, die moderne Umweltökonomik, Umweltpolitik unter Beibehaltung dieses Zeitmodells entwirft. Ihr Urteil über diese neue Wissenschaft und ihre politischen Folgerungen ist klar: Weil auch hier die verborgenen Zeitlandschaften nicht in den Blick kommen, weil auch hier die Macht des linear-abstrakten Zeitmodells nicht gebrochen wird, werden so Umweltkrisen nicht verhindert, sondern nur in ihren Auswirkungen mit derselben Logik bekämpft, die sie hervorgebracht hat, was weitere Umweltkrisen unausweichbar macht.

Im zweiten Hauptteil geht es sodann um die Einlösung des an die Lesenden gemachten Versprechens, die Grundhypothese von der Bedeutung der „Timescapes“ konkret zu beweisen. Und das tut Barbara Adam in überzeugender und alle Beruhigungsvorstellungen erschütternder Art und Weise. Sie kritisiert die herrschende Politikkonzeption und ein Demokratiemodell, das auf der Basis der traditionellen (Zeit-)Denk- und Handlungsmuster unfähig zur Verhinderung von Umweltkrisen ist (Kap. 3). Sie führt drastisch vor Augen, wie eine Agrarwirtschaft und -politik, die alles zu jeder Zeit und an jedem Ort (und das möglichst schnell) produzieren und anbieten will, in die Zerstörung der Gesundheit aller beteiligten Lebewesen mündet (Kap. 4). Sie legt, gestützt auf ihr Konzept der komplexen Zeitlandschaften, eine Medienkritik vor, die wirklich an die Fundamente rührt, weil deutlich wird, daß es nicht nur um Macht von Medien,

sondern um die Art und Weise geht, wie Umwelt- und Sozialkrisen behandelt werden – eben als Ereignis, als „event“, das sich rasch, dramatisch, für die Lesenden und Zuschauenden schnell wahrnehmbar zu inszenieren hat. Komplexität von gesellschaftlichen und natürlichen Entwicklungsformen, Langfristigkeit, Dauerhaftigkeit sind Zeitbegriffe, die diese Medienlandschaft nicht kennt (Kap. 5). Und sie entfaltet die ganze Kraft ihrer zeitgestützten Krisenanalyse bei der Untersuchung der Auswirkungen und Ursachen von Tschernobyl (Kap. 6) sowie bei der Analyse der Prozesse und Wirkungen der Gentechnologie (Kap. 7).

Bei beiden Beispielen hilft ihr die Unterscheidung in „Merkwelt“ und „Wirkwelt“, die sie von J. v. Uexküll und G. Kriszat übernommen hat. Denn erstere bezeichnet das, was wir wahrnehmen können – und das gilt für das Hier und Heute, beschränkt zumindest durch den Zeitrahmen einer Biographie. Die Wirkwelt dagegen ist das, was die Auswirkungen unserer heutigen Handlungsweisen zusammenfaßt. Und sowohl das Beispiel von Tschernobyl als auch die Analyse der Gentechnologie machen deutlich, daß wir gar nicht in der Lage sind und auch nie sein können, die Auswirkungen dieser Technologien vorherzusagen. Wollen wir zukunftsfähig werden, so bleibt nur der bescheidene Verzicht auf diese Technologien.

Das Buch ist – und das kennzeichnet sowohl die Methode als auch den persönlichen Anspruch von Barbara Adam – kein ausschließlich theoretisches Werk, sondern in praktischer Absicht geschrieben. Und dennoch enthält es keine „Alternative“ zu dem, was, aus der Perspektive der komplexen Zeiten, der „Zeitlandschaften“, als so eindeutig nicht zukunftsfähig dasteht. Das

scheint zu enttäuschen – bis die Lesende begreift, daß dieser Eindruck trügt, daß Barbara Adam sehr wohl auch eine Anleitung zu einer anderen, einer zukunftsfähigen Praxis geschrieben hat. Denn dadurch, daß sie das Unsichtbare, die Vielfalt der Zeiten sichtbar gemacht hat, indem sie an vielen Beispielen gezeigt hat, wie die Herrschaft des Sichtbaren, der industriellen Zeit, auf dieses komplexe Zeitgebilde zerstörerisch wirkt, hat sie die Beachtung dieser vielfältigen Zeitlandschaften als zentrales Denk- und Handlungsprinzip für uns alle formuliert. Das kommt insbesondere in Kap. 7 umfassend zum Ausdruck – dieses Kapitel faßt, am Beispiel der Gentechnologie, noch einmal alle Argumente zusammen und spitzt sie zu. Es kann von daher selbst als Schlußkapitel des Buches angesehen werden. Daß es dennoch nicht als solches deutlich gemacht ist, ist kein „Versehen“ von Barbara Adam, sondern macht eine Absicht deutlich – die Absicht, uns nicht mit einem Schluß zu beruhigen, sondern zu betonen: es geht immer weiter mit diesen Umweltkrisen, die Gefahren wachsen – wenn wir nicht umdenken und entsprechend handeln.

Diese komplexen Zeiten-Netze, diese „Timescapes“, wurden dabei von Barbara Adam sichtbar gemacht über ein gewandeltes Naturverständnis, welches Natur nicht nur als „natura naturata“, das heißt als das Produkt der Natur, begreift, sondern in eins damit als „natura naturans“, als prozessuale, produktive Kraft. Erst die Beachtung dieser unsichtbaren Kräfte der Natur über eine interaktive Beziehung zwischen Menschen sowie zwischen Menschen und der Natur bringt die entsprechenden Zeitformen und ihre Bedeutung in den Blick. Praxis im Sinne einer *zeitbasierten Ökonomie und Politik für Zukunftsfähigkeit* ist demnach Han-

deln, das die gestaltende Kraft der Natur und die entsprechenden Zeitformen respektiert. Es ist in diesem Sinne Mit-Gestalten.

Ein schönes Buch also? Ja, auch vom Inhalt her, so bedrückend dieser im Ergebnis auch sein mag. Aber es ist noch mehr als ein schönes Buch. Ein wichtiges Buch. Ein Buch, das eine theoretische Lücke füllt und eine ver-

änderte Praxis anmahnt. Niemand kann nach der Lektüre dieses Buches zurück in eine scheinbar zeitlose oder nur linear-zeitliche Denk- und Handlungsweise. Barbara Adams Buch ist damit noch mehr als Theorie in praktischer Absicht – es ist auch Aufforderung und Anregung zum zeitbewußten Denken und Handeln.

Adelheid Biesecker

K. Peter Fritzsche: Die Stressgesellschaft. Vom schwierigen Umgang mit den rasanten gesellschaftlichen Veränderungen. Kösel Verlag, München 1998 (181 S., Fr. 28.50)

Er wird immer schneller und reißt uns alle mit: der soziale, kulturelle und rasante wirtschaftliche Wandel gleicht einem Strom, doch nicht alle können darin gleich gut schwimmen. Mehr Pluralisierung, Individualisierung und Mobilität sind die augenscheinlichsten Spuren, die dieser Strukturwandel hinterläßt. Doch die neuen Freiheiten werden nicht nur als Grenzenlosigkeit erlebt. Sie führen auch zu Ängsten, Verunsicherung, Überforderung und sozialem Stress. Für K. Peter Fritzsche, Autor des Buches „Die Stressgesellschaft“, ist klar, dass seit dem Fall der Berliner Mauer 1989 der Wandel eine Dynamik erreicht hat, wie sie zuvor nicht bekannt war, obschon der Weg zur Industriegesellschaft, die Krise der 30er Jahre und andere gesellschaftliche Umbrüche bereits früher sozialen Stress verursachten. Und nach der „Risikogesellschaft“ (U. Beck) und der „Erlebnisgesellschaft“ (G. Schulze) soll nun von der „Stressgesellschaft“ die Rede sein. Im Zuge der Individualisierung und Deregulierung

sind die Anforderungen an die einzelnen Bürgerinnen und Bürger in den letzten Jahren stark gestiegen. Für die Planung der Lebensläufe oder die Bewältigung von Krisen fehlt immer mehr der familiäre Rückhalt. Bei Verunsicherung ein Wagnis einzugehen hat seit den 70er Jahren eine neue Dimension erhalten: Die bürgerliche Parole „Wer wagt, gewinnt!“ hat sich angesichts der bedrohlich werdenden Umweltzerstörung in den No-future-Spruch „Wer wagt, überlebt nicht mehr.“ gewandelt. Ebenso klar ist für Fritzsche: „Stress entsteht auch durch einen bislang ungesteuerten Prozess des Knappwerdens bezahlter Arbeit.“ (so Fritzsche in der Frankfurter Rundschau vom 29.8.98).

Nun ist Stress nicht einfach Stress. Auf die gleichen Anforderungen von aussen reagieren die Bürgerinnen und Bürger sehr verschieden. Wo für die guten Schwimmer der Spass anfängt, hat bei den Nichtschwimmern das Vergnügen längst aufgehört. Stress ist nach Fritzsches Definition nicht einfach die Folge objektiver Belastungen, sondern ebenso eine Frage der subjektiven Wahrnehmung derselben. „Stress ist nicht nur das Ergebnis von einem Zuviel an Belastungen, sondern immer auch von einem Zuwenig an Fähigkei-

ten und Möglichkeiten, diese Belastungen zu bewältigen.“ (S. 10)

Problematisch ist, dass Ressourcen und Kompetenzen ungleich verteilt sind. Für die ungenügend Ausgestatteten werden im „aggressiven Wettbewerb“ die besser Ausgestatteten zur Bedrohung, sprich: zum Stressor. Während die einen am Stress in der Arbeit und an der Angst vor Stellenverlust leiden, stresst es andere, bei hoher Arbeitslosigkeit überhaupt Arbeit zu finden.

Aus dieser neuen „sozialen Stresskonstellation“ heraus können Freiheitszuwächse sich in ihr Gegenteil verkehren. Sie werden nicht mehr als Befreiung, sondern als Bedrohung erlebt. „Freiheit selbst wird zum Stress“ (S. 10), so ein Kernsatz von Fritzsche. Dieser Freiheitsstress ist historisch neu. Denn nach dem Krieg stellte sich die damalige Gesellschaft dem „materiellen Aufbaustress“. Die 68er Generation bearbeitete dann einen „postmateriellen Autoritätsstress“ (Freiheit von) und kämpfte gegen überkommene Traditionen und Autoritäten. Bei den Jugendbewegungen der 90er Jahre konstatiert Fritzsche bereits mangelndes Problembewusstsein in bezug auf Tradition und Autorität, gekoppelt mit der Abnahme von materieller Sicherung, was zum Freiheitsstress (Freiheit zu) geführt hat.

Fritzsches Stressbegriff ist kritisch. Aus Überforderungen der „gestressten Sicherheitssucher“ entstehen Überreaktionen, aus Überlastungsgefühlen sicherheitsversprechende Entlastungshandlungen. Seine Leitthese: „Sozialer Stress macht Bürger anfällig für Intoleranz und autoritäre Reaktionen.“ (S. 11)

Fritzsche sieht die Fremdenfeindlichkeit primär als Folge von gekränktem Selbstwertgefühl, wobei er letzte-

res nicht so sehr als eine Frage der Charakterstruktur sieht, sondern auch als ein Zusammenspiel von objektiven und subjektiven Faktoren. Historische Erfahrungen haben gezeigt, dass Bürger in Angst gerade auch die Flucht vor der Freiheit antreten. Die Abwehrreflexe der Nationalisten gegen das Fremde oder die Fremden haben oft ähnliche (Stress-)Ursachen wie der Kampf der Fundamentalisten gegen die Moderne und ihren individuellen Freiheiten.

Gerade in einer Zeit des rasanten Wandels braucht es zusätzliche Befähigungen, damit Bürgerin und Bürger mit diesen Freiheiten überhaupt umgehen können. Denn „was sich verändern lässt, ist die Bereitschaft, sich auf risikante Freiheiten einzulassen, um ihre Chancen wahrzunehmen.“ (s. FR vom 29.8.98) Stress muss nicht zwingend zu blockiertem Verhalten oder zu Ersatzlösungen führen. Fritzsche plädiert deshalb für einen Übergang von der Stressgesellschaft zu einer „Lerngesellschaft“. „Stress kann in einem Lernprozess münden. Wir können Stress nicht abschaffen, aber wir können versuchen, ihn zu kontrollieren und zu transformieren.“ (s. FR vom 29.8.98)

Das Konzept der Lerngesellschaft ist breiter angelegt als etwa das Konzept der Wissensgesellschaft. Neben dem Wissenserwerb umfasst die Lerngesellschaft auch das Lernen zum Handeln, zum Zusammenleben und das Lernen für das Leben. Neben der politisch-historischen Bildung, die sich an den Menschenrechten orientiert, sieht Fritzsche wesentliche Schritte in der Förderung der Urteilskompetenz und der Toleranzfähigkeit. Toleranz ist für den Politologen unabdingbare Voraussetzung für Demokratie und Pluralismus. Allerdings gehört sie auch zu den schwierigsten Befähigungen, setzt doch das Anerkennen des Fremden auch Be-

reitschaft zur Selbsthinterfragung und der Selbstverunsicherung voraus. Toleranz muss man sich leisten können, sie beruht auf Stärke beziehungsweise auf einem starken Selbstwertgefühl.

Neben Toleranz, Bildung und Integration ist die materielle Absicherung eine Grundvoraussetzung für die Menschen, sich den Veränderungen zu stellen und somit sozialen Stress abzubauen. Im Vergleich zum ausführlichen Toleranzdiskurs widmet der Autor dieser Frage gerademal vier Zeilen.

Das Wissen um die eigenen Freiheiten und Menschenrechte reicht aber allein nicht aus, wenn die Existenzsicherung bedroht ist. Zur Befähigung, um diese oft legitimen Ängste zu überwinden, braucht es neben dem Wissen um die eigenen Rechte auch den Mut, diese Rechte einzufordern.

Obschon die Stressursachen auch globalen Charakter haben, liegen die Lösungsansätze dennoch in der Verantwortung von Individuen, Familien, Gruppen und Institutionen. Auf dieser Ebene könnte eine genauere Betrachtung durch die geschlechterorientierte Sichtweise zu weiteren relevanten Erkenntnissen führen.

Bekanntlich hört die Freiheit des einen dort auf, wo die Freiheit des andern beginnt. Auf dem Papier haben zwar heute Männer und Frauen in den Industriegesellschaften die gleichen Rechte und Freiheiten, doch im Alltag werden die Grenzen der Freiheit, die Ansprüche auf gegenseitige Anerkennung von den Männern missachtet. Dies zeigt sich zum Beispiel in der weitverbreiteten Gewaltanwendung in den eigenen vier Wänden, aber ebenso in Form von Lohn- und Chancenungleichheit in der

Arbeitswelt, in der (weitgehend von Männern bestimmten) ungleichen Verteilung von Arbeit, (Frei-)Zeit, Einkommen und Macht sowie in der Nichtbeachtung (seitens der Männer) der mehrheitlich von Frauen geleisteten, unbezahlten Arbeit in Haushalt, Erziehung und Pflege. Während Männer noch weit davon entfernt sind, die Grenzen ihrer Freiheiten anzuerkennen und einzuhalten, müssen Frauen immer noch lernen, ihre Freiheitsräume zu erkennen und auszuschöpfen – was sie auch zunehmend tun. Die steigende Erwerbsquote oder die hochschnellende Scheidungsrate sind Indizien dafür, dass die Geduld der Frauen ein Ende hat.

Wo die einen (meistens Männer) mit ihren Freiheiten nichts mehr anzufangen wissen und anderen zur Last werden (z.B. mit Süchten aller Art), sind die anderen (meistens Frauen) mit der Verantwortung andern Menschen gegenüber (Kinder, Pflegebedürftige, Süchtige) eher überlastet. Fritzsches „Lernen contra Stress“ (S. 12), der Lernprozess für den Umgang mit den Freiheiten gestaltet sich dementsprechend unterschiedlich: Für Frauen ginge es primär darum, die kulturell anerzogene Selbsteinschränkung zu überwinden und neue Freiheitsräume zu beanspruchen, bisher männlich dominiertes Terrain zu erobern, eigene Nischen zu entdecken und mehr Eigenständigkeit bzw. weniger Abhängigkeit zu erreichen – ein Lernen also, das einen Gewinn an Ressourcen und Macht in Aussicht stellt. Die Stressbilanz sähe anders aus.

Hannah Einhaus

Weitere Literaturhinweise

- Arbeitskreis Tourismus & Entwicklung, 1998: Tourismus und nachhaltige Entwicklung, Missionsstr. 21, Basel
- Baier, Lothar, 1990: Zivilisation der Zeit. In: Ders.: Volk ohne Zeit. Wagenbach Verlag, Berlin
- Beck, Klaus, 1994: Medien und die soziale Konstruktion von Zeit. Westdeutscher Verlag, Opladen
- Cipolla, Carlo M., 1997: Gezählte Zeit. Wie die mechanische Uhr das Leben veränderte. Wagenbach Verlag, Berlin
- Das Argument, Nr. 229, 1999: Den Fortschritt neu denken. Mit 50 Beiträgen. Hamburg
- Dietschy, Beat, 1998: Im Zwielficht der Zeit. Ernst Blochs Erkundungen der Ungleichzeitigkeit. In: VorSchein, Nr. 16, Philo Verlag, Bodenheim
- Gorz, André, 1989: Die Verkürzung der Arbeitszeit. In: Kritik der ökonomischen Vernunft. Rotbuch Verlag, Hamburg
- Henning, Doris et al. (Hrsg.), 1998: Zeitbrüche. Neue Zeitmuster für Frauen und Männer. VSA Hamburg
- Hoffmann, Reiner / Lapeyre, Jean (Hrsg.), 1995: Arbeitszeit - Lebenszeit. Perspektiven einer europäischen Arbeitszeitpolitik. Westf. Dampfboot Münster
- Huppenbauer, Markus / Reller, Armins 1996: Stoff, Zeit und Energie. In: GAIA, Nr. 2, Basel
- Jenni, Leo / Ononi, Piero (Hrsg.), 1998: Zeit für Zeit. Stiftung Mensch, Gesellschaft, Umwelt. Verlag des Kantons Basel-Land, Liestal
- Kirchmann, Kay, 1998: Blicke aus dem Bunker. P. Virilios Zeit- und Medientheorie. Internationale Psychoanalyse Verlag, Stuttgart
- Klenner, Christina / Seifert, Hartmut (Hrsg.), 1998: Zeitkonten Arbeit à la carte? Neue Modelle der Arbeitszeitgestaltung. VSA, Hamburg
- Lehndorff, Steffen, 1997: Zeitnot und Zeitsouveränität in der just-in-time-Fabrik. R. Hampp Verlag, München-Mering
- Levine, Robert, 1998: Eine Landschaft der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen. Hanser Verlag, München
- Littig, Beate (Hrsg.), 1998: Ökologie und soziale Krise. Wie zukunftsfähig ist die Nachhaltigkeit? Mit Beiträgen von Alt-vater, Spehr, Pichl et al., Edition Volkshochschule, Wien
- Mainzer, Klaus, 1996: Zeit. Von der Urzeit zur Computerzeit. München
- Messerli, Jakob, 1995: Gleichmässig - pünktlich-schnell. Zeiteinteilung und Zeitgebrauch im 19. Jh. Chronos Verlag, Zürich
- Möller, Carola et al., 1998: Anders wirtschaften, anders arbeiten. In: Das Argument Nr. 226, Hamburg
- Partnerschaft, November 1998: Zeit und Entwicklung. Helvetas Zürich
- Politische Ökologie Nr. 7, 1998: Tempodiät. Auf der Suche nach den richtigen Zeitmaßen. M. Baeriswyl et al., Verlag ökom, München
- Prokla, Nr. 107, 1997: Verkehr, Transport, Mobilität. Westf. Dampfboot, Münster
- Promberger, Markus et al., 1997: Weniger Geld, kürzere Arbeitszeit, sichere Jobs? edition sigma, Berlin
- Promberger, Markus et al., 1996: Beschäftigungssicherung durch Arbeitszeitverkürzung. Vier-Tage-Woche bei VW. edition sigma, Berlin
- Ruckstuhl, Urs, 1998: „Sozialzeit“. In: Kommunikation, Nr. 82, Zürich
- Spehr, Christoph, 1996: Die Ökofalle. Nachhaltigkeit und Krise. Promedia Verlag, Wien
- Stanko, Lucia / Ritsert, Jürgen, 1994: Zeit als Kategorie der Sozialwissenschaft. Eine Einführung. Westf. Dampfboot, Münster
- Virilio, Paul, 1998: Ereignislandschaft. Hanser Verlag, München
- WSI-Mitteilungen, Nr. 9, 1998: Arbeitszeitpolitik in Europa. Dreizehn Beiträge, Bund-Verlag, Frankfurt/M.
- Zängl, Wolfgang, 1993: ICE. Die Geisterbahn. Das Dilemma der Hochgeschwindigkeitszüge. Raben-Verlag, München
- Zoll, Rainer, et al., 1988: Die Zwanghaftigkeit von Zeitstrukturen im Alltag, in der Zwangsneurose und im Faschismus. In: Ders. (Hrsg.), Zerstörung und Wiederaufrichtung von Zeit. Suhrkamp Verlag, Frankfurt /M.